

Albrecht Koschorke

## Der Traumatiker als Faschist

Ernst Jüngers Essay „Über den Schmerz“

### I.

1930 gibt Jünger die Aufsatzsammlung „Krieg und Krieger“ heraus. Zu den Vertretern der nationalrevolutionären und faschismusnahen Intelligenz, die in dem Band zu Wort kommen, zählt neben Ernst Jünger selbst, seinem Bruder Friedrich Georg sowie dem späteren SS-Planer Werner Best auch der ehemalige Weltkriegsoffizier Wilhelm von Schramm. Schramms Beitrag ist betitelt: „Schöpferische Kritik des Krieges. Ein Versuch“. Tatsächlich wird darin zunächst eine ernüchternde Bilanz des Ersten Weltkriegs gezogen. Schramm verklärt die Vergangenheit nicht; er betont, „daß dieser letzte und massenhafteste aller Kriege zugleich am meisten form- und kunstlos gewesen ist“<sup>1</sup>. Alles, was zur klassischen Kriegskunst gehörte – das Heldenhafte, Männliche, im alten Sinn Militärische, Aristokratisch-Ritterliche, die Erlebnisform –, sei in den Materialschlachten modernen Typs verlorengegangen. Das Ethos des ehrenhaften Kampfes sei von den niederen Mächten des Resentiments, des Kapitalismus und der Mechanisierung, das heißt von Ausgeburten des bürgerlichen 19. Jahrhunderts, bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden<sup>2</sup>. Schramm spricht von der „Entartung“ des Krieges<sup>3</sup>, der in seinem Verlauf und Ergebnis „nicht die erhoffte Entspannung zwischen den kämpfenden Völkern, sondern nur eine aufgeregte Erschlaffung, ein tiefes Gefühl des Abscheus“ hervorgebracht habe<sup>4</sup>. Nicht nur seiner politischen Folgen wegen ist der Krieg unabgeschlossen; er wirkt fort als *Problem der Erinnerung*.

„Und hier hat die schöpferische Kritik des Krieges einzusetzen. Sie hat die Seele der Völker von diesem Druck zu befreien. Man kann den Krieg nicht mehr ignorieren, wie man zehn Jahre versuchte, man muß ihn jetzt geistig verarbeiten, verstehen und einzuordnen versuchen in Gang und Sinn der Geschichte und Gegenwart. Man muß Abstand und Überblick zu gewinnen suchen. Es ist die höchste Aufgabe der Überlebenden, die nicht vom

Kriege gebrochen worden sind, vor allem in Deutschland, dem einzigen Land, wo noch allgemeinere Einsicht in die Bedeutung echter Geschichte lebt: dem Krieg trotz seiner scheinbaren Sinnlosigkeit seinen verborgenen Sinn und Inhalt abzurufen [...] und das Zerstörerische an ihm von dem Leben wirkenden Teil zu sondern. Wir müssen fertig werden mit diesem Krieg. Wir müssen die großen Verbrechen und Greuelthaten entschuldigen, die in ihm begangen worden sind, wir müssen innerlich frei werden von Druck und Last der Erinnerung, die Seele unserer Nation und die Seele der Welt zu reinigen versuchen von den Rückständen und Schlacken des Feuers, das, wie wir oft fühlen, nur ein unreines und des menschlichen Geistes nicht würdiges Feuer gewesen sein kann.“<sup>5</sup>

Es ist bekannt, daß schon vor dem August 1914 der Krieg als große abendländische Katharsis erwartet und begrüßt wurde. Schramms Psychogramm der Weltkriegsüberlebenden macht offenbar, daß dieses Reinigungsunternehmen mißlang. Was zurückbleibt, ist das Gefühl der Ungeschiedenheit von „Gut und Böse“, „Verwesung“ und Größe<sup>6</sup>, sind „Abscheu“ und Bedürfnis nach Sühne. Man hat wenig Mühe, diese Zustandsschilderung in die Sprache des Traumas zu übersetzen. Der Krieg hat auch und gerade seine Parteigänger nachhaltig traumatisiert<sup>7</sup>, die Weimarer Republik hat dieses Trauma in die Latenz abgedrängt, und nun, an deren politischem Ende, fordert endlich die unaufgearbeitete Vergangenheit ihr Recht. Schramm weiß auch schon, an wen sich seine „schöpferische Kritik“ halten soll: an die Elite jener Frontkameraden nämlich, „die nicht vom Kriege zermürbt und zerbrochen worden sind, sondern gestorben im Innern und von Grund aus wiedergeboren“. Er begrüßt in ihr „eine neue, schaffende, kühle und strenge Generation, die dem scheinbar Sinnlosen seinen wahren, neubildenden Sinn zu geben imstande“ ist<sup>8</sup>, eine Generation „noch ohne Führung“, aber zum Einsatz bereit<sup>9</sup>. Mit anderen Worten, Schramm adressiert sich an die Generation derjenigen, die in „Krieg und Krieger“ ein Forum finden.

## II.

Jünger hat dem von ihm herausgegebenen Band seinen Essay „Die totale Mobilmachung“ vorangestellt. Dieser Essay ergänzt sich mit der Programmschrift „Der Arbeiter“ von 1932 zu dem Entwurf einer elaborierten faschistischen Anthropologie. Demselben Komplex gehört der Aufsatz „Über den Schmerz“ an, den Jünger 1934, also noch nach der Machtergreifung, veröffentlicht<sup>10</sup>.

Jünger führt den von Schramm formulierten Generationenauftrag auf seine Weise aus. Allerdings macht er sich von dessen nostalgischem Unterton frei. Es ist ihm – teilweise im Gegensatz zur Tendenz seiner früheren Kriegsdarstellungen – nicht mehr darum zu tun, ein antiquiertes Ideal von heroischer Männlichkeit gegen die anonymisierenden Effekte der modernen Waffentechnologie hochzuhalten. Er setzt nicht den Lebenswunsch der Krieger gegen die todbringende Qualität der Maschine. Er geht über solche vorindustriellen Alternativen hinaus, indem er den Maschinenkrieg sozusagen vitalistisch umarmt: männliches Kriegertum ist für Jünger nur noch *mit*, nicht *gegen* die Technik zu retten. Deshalb verfolgt er das Ziel, den männlichen Kampfkörper auf den Stand der fortgeschrittenen Waffentechnologie aufzurüsten. Zur totalen Mobilmachung des Staates und seiner technisch-ökonomischen Ressourcen muß sich die totale Mobilmachung der Körper gesellen.

## III.

„Die Abschaffung der Folter gehört zu den Kennzeichen sinkender Lebenskraft.“ So heißt ein von Jünger 1934 publiziertes Epigramm<sup>11</sup>. Der Essay „Über den Schmerz“ soll dazu beitragen, diese Lebenskraft zu erneuern. Und zwar nicht nur auf thematischem, sondern auch auf performativem Niveau. Der Text selbst präsentiert sich als Waffe. „Was die innere Form dieser Untersuchung betrifft, so beabsichtigen wir die Wirkung eines Geschosses mit Verzögerung, und wir versprechen dem Leser, der uns aufmerksam folgt, daß er nicht geschont werden soll.“<sup>12</sup> Ein merkwürdiges Versprechen, das auf die Kooperation des Lesers hofft, nur um ihn auf besonders nachhaltige Weise zu traumatisieren. Ihren vollen Sinn erhält diese von sadistischer Feierlichkeit erfüllte Ankündigung, die Lektüre als ein literarisches Weltkriegserlebnis auszugestalten, wohl erst im Horizont von Jüngers Epochenbewußtsein. Er besteht darin, die Lektüre zu einem Akt der Initiation zu erhöhen: der „Leser, der uns aufmerksam folgt“, wird in die anbrechende Zeit mitgenommen. Jünger macht sich als Autor zum Agenten und Führer in die Welt der Grausamkeit, von der sein Text handelt. Er läßt keinen Zweifel daran, im Bund mit den Mächten zu stehen, deren Heraufkunft er mit visionärer Geste bezeichnet.

Die neue Zeit ist Jünger zufolge geprägt von der Wiederkehr des Elementaren. Die Ära der bürgerlichen Behaglichkeit, des Komforts, der Selbstnarkotisierung hat sich überlebt. Vor der epochalen Signatur der *Gefahr*<sup>13</sup> müssen ihre Abdichtungsmechanismen versagen:

„Wir befinden uns in dem Zustande von Wanderern, die lange Zeit über einen gefrorenen See marschierten, dessen Spiegel sich bei veränderter Temperatur in große Schollen aufzulösen beginnt. Die Oberfläche der all-

gemeinen Begriffe beginnt brüchig zu werden, und die Tiefe des Elements, das immer vorhanden war, schimmert dunkel durch die Risse und Fugen hindurch.“ (352)

Jünger hat solche panischen Bilder geliebt. Sie sind in seinen zeitdiagnostischen und politischen Schriften der Zwischenkriegszeit allgegenwärtig, wie sie überhaupt zum Arsenal der damaligen Rechtspropaganda gehören. „Nichts ist uns gewisser und mehr vorherbestimmt als eben der Schmerz; er gleicht einem Mahlwerk, das das ausspringende Korn in feineren und tieferen Gängen erreicht, oder dem Schatten des Lebens, dem man sich durch keinen Vertrag entziehen kann.“ (147) Erst wenn alle Auswege verstellt sind, kann auch der Essay seine Argumentation mit den notwendigen Zwangsmitteln entfalten.

Der Liberalismus hat, so lassen sich die Frontlinien von Jüngers polarisierendem Weltbild nachzeichnen, die Illusion der Wahlfreiheit in allen Lebenssituationen genährt. Er hat glauben gemacht, man könne sich durch konstitutionelle und juristische Akte vor Angriffen auf die eigene Integrität schützen. Seine einzige Leistung bestand in der Herstellung eines Systems von Distanzen und Abstraktionen, sei es durch Begriffe oder durch Geld. Für die bürgerliche Gesellschaft war also das *Ausweichen* die maßgebliche Lebensformel. Wo diese Formel an existentielle Schranken stieß, hatte man versucht, den Schmerz in die bestehende Werthierarchie einzugliedern.

Demgegenüber betont Jünger dessen „Achtlosigkeit gegen unsere Wertordnungen“ (148). Aber er will den Schmerz nicht nur als schicksalhafte und unbeherrschbar in die bürgerliche Sekurität einbrechende Lebensmacht verstanden wissen. Er erhebt ihn darüberhinaus zu einer in der Summe unzerstörbaren Essenz. Wie die Energie nach dem ersten thermodynamischen Hauptsatz ist der Schmerz immer in gleicher Menge da, wenn auch in unterschiedlichen Aggregatzuständen und Konzentrationen. Das zivile Leben wäre dann nur die konzentrationslose Form etwa des Krieges, und Langeweile diejenige der Gefahr. Jünger macht eine essentialistische Gegenrechnung gegen das liberale Kalkül auf, das nur der Abdämmung diene und insofern rein negativ funktioniere:

„Die Natur dieser Sicherheit besteht also darin, daß der Schmerz zugunsten eines durchschnittlichen Behagens nach den Rändern abgeschoben wird. Neben dieser räumlichen Ökonomie gibt es noch eine zeitliche, die darin besteht, daß die Summe des nicht in Anspruch genommenen Schmerzes sich zu einem unsichtbaren Kapital anhäuft, das sich um Zins und Zinseszins vermehrt. Mit jeder künstlichen Erhöhung des Damms, der den Menschen von den Elementarkräften trennt, nimmt die Bedrohung zu.“ (158)

Diese Metaphorik, so suggestiv sie wirken mag, zeitigt in mehreren Hinsichten einen paradoxen Effekt. Zunächst was den Schmerz als ‚Währung‘ betrifft. Denn während Jünger einerseits im Schmerz eine Gegenwelt zur zivilistischen Erfahrungsvermeidung indiziert sehen will, läßt er ihn andererseits genau der gleichen Logik gehorchen. Er wendet auf das Elementare die ökonomischen Regeln seines Gegenteils an, nämlich des angeblich alle Bindungen auflösenden Geldes: das Elementare häuft sich an „zu einem unsichtbaren Kapital“, kann sich verzinsen und akkumulieren und schüttet schließlich seinen verhängnisvollen Reichtum über die Menschenwelt aus. Unversehens sind die Antithesen Schmerz/Gegenständlichkeit/Leben versus Komfort/Abstraktheit/Sekurität, zumindest der Struktur nach, identisch geworden.

Paradox sind auch die Handlungskonsequenzen, die sich aus der behaupteten Akkumulationsfähigkeit der Elementarkräfte ergeben. Offenbar kann man der wachsenden Gefahr durch die kulturell aufgeschobene Schmerzerfahrung nur dadurch begegnen, daß man den Damm, der vor ihr schützen soll, sozusagen eigenhändig durchbricht. Und das leitet über in eine dritte Paradoxie, weil Jünger politisch-militärische Aktionen einfordert, während er doch gleichzeitig betont, daß die elementaren Prozesse nach eigenen und unbeirrbareren Gesetzen ablaufen. Der aktivistische Gestus bricht sich hier am eschatologischen, und umgekehrt. Jünger liest, so scheint es, in den befriedeten Gesellschaftszustand eine masochistische Suspense-Angst hinein: lieber führt man das Aufbrechen des Schmerzes selber herbei, als noch länger dessen latente Drohung, die Spannung auf das Bevorstehende hin zu ertragen.

#### IV.

Bis zu diesem Punkt könnte man meinen, daß Jüngers Affektlogik auf eine Befreiung und *Steigerung* der Gefühle abzielte. Der verdrängte und doch allgegenwärtige Schmerz würde dann das energetische Potential dafür bieten, um den durch den Zivilisationsprozeß verschütteten Zugang zum elementaren Dasein wieder zu öffnen. Es ist deutlich, daß in einer solchen Gedankenfigur – dem Drängen durch die Oberflächenschicht des sichernden Intellekts hindurch in Richtung auf eine vitale und vulkanische Tiefe – lebensphilosophische Impulse nachwirken. Überhaupt wird man fast alle Komponenten von Jüngers Zeitdiagnostik auch in den bourgeoisiekritischen Äußerungen etwa Max Schelers und anderer finden<sup>14</sup>. Sie haben an der breiten Allianz von Lebensphilosophie und konservativer Kulturkritik teil, deren Entstehungsmilieu im ausgehenden 19. Jahrhundert liegt und die, vermittelt durch die Jugendbewegung und benachbarte Strömungen, noch das Denken der zwanziger und dreißiger Jahre beherrscht.

Aber in Wahrheit geht es Jünger keineswegs um so etwas wie eine Restituierung des Leibes. Seit 150 Jahren, glaubt er, sei ein „Anwachsen der Empfindsamkeit“ zu „beobachten“ (158). Er setzt mithin das empfindsame Zeitalter mit der bürgerlichen Ära als ganzer gleich, wobei er unter „Empfindsamkeit“ eine Geisteshaltung versteht, die die Unverletzlichkeit des Leibes zum höchsten Gut erklärt, dem sie alle Vorsorge widmet. „Das Geheimnis der modernen Empfindsamkeit besteht [...] darin, daß sie einer Welt entspricht, in der der Leib mit dem Werte selbst identisch ist.“ (159) Die in dem Essay entwickelte Anthropologie legt es – in Anlehnung an durchaus verwandte Argumentationen bei Nietzsche – keineswegs als Stärke, sondern als Schwäche aus, in der Sphäre des verletzlichen Leibes zu Hause zu sein und sie als letztgültige Instanz zu betrachten.

Der Aufmerksamkeit auf das Leibeswohl, der genußvollen oder larmoyanten Introspektion, der an den äußersten Punkt der Verfeinerung getriebenen Sensitivität stellt Jünger das Programm einer heroischen Evasion aus dem Körper entgegen. „Es gibt offenbar Haltungen“, schreibt Jünger mit Blick auf die Opferfähigkeit früherer Zeiten,

„die den Menschen befähigen, sich weit von den Bereichen abzusetzen, in denen der Schmerz als unumschränkter Gebieter regiert. Die Abhebung tritt dadurch in Erscheinung, daß der Mensch den Raum, durch den er am Schmerze Anteil hat, das heißt: den Leib, als Gegenstand zu behandeln vermag. Dieses Verfahren setzt freilich eine Kommandohöhe voraus, von der aus der Leib als ein Vorposten betrachtet wird, den der Mensch aus großer Entfernung im Kampf einzusetzen und aufzuopfern vermag. Dann laufen alle Maßregeln nicht darauf hinaus, dem Schmerz zu entrinnen, sondern ihn zu bestehen.“ (158f)

Solche Robustheiten gehören selbst noch zum Inventar der Lebensphilosophie, die sich ja als ein Bollwerk gegen die Dekadenz des Zeitalters verstand. Und doch verstrickt Jünger sich in einen Widerspruch von großer Tragweite. Einerseits sucht das „Leben“, auf das er sich beruft, „Fühlung“ mit dem Schmerz. Andererseits „gilt es, das Leben völlig in der Gewalt zu halten, damit es zu jeder Stunde im Sinn einer höheren Ordnung zum Einsatz gebracht werden kann“ (159). Jüngers selbstzweckhaft auftretender Schmerzvitalismus wird also durchkreuzt von dem Bestreben, den Körper in fremde Dienste zu geben, ihn zu instrumentalisieren. Das Leben gerade in seiner „Fühlung“ mit dem Elementaren soll nicht Wert in sich, Substanz in sich sein, sondern heterom einer „höheren Ordnung“ unterstellt werden. Genau genommen ist also der ‚Durchbruch zum Leben‘ nur in der Preisgabe des Lebens, in der Selbstopferung möglich.

Immer wieder wird Jünger die Schwelle abschreiten, an der sich das Leben prospektiv zum Opfergang steigert, ohne indessen über sie hinausgelangen zu können. Seine gesamte Essayistik beruht auf einem solchen stagnierenden Vorwärtsdrang. Sie versendet starke und suggestive Impulse, die mitten in der Bewegung sistiert werden müssen. Hinter der Schwelle liegt ein unbekanntes und unzugängliches Niemandsland, um einen im Ersten Weltkrieg geprägten militärischen Ausdruck zu gebrauchen. Die Frontlinie des Schmerzes ist gleich in dreifacher Hinsicht unüberschreitbar. Erstens vermag Jünger die „höhere Ordnung“, die für den Vollzug der Überschreitung notwendig wäre, nur in Aussicht zu stellen, nicht positiv namhaft zu machen. Zweitens entzieht sich die ausstehende Ordnung – und damit das andere Ende der Brücke, über die der Schmerz führen soll – ihrem Wesen nach der menschlichen Verfügungsgewalt; sie erscheint als transzendente Welt, die nicht gemacht werden, ja überhaupt nicht *werden*, sondern nur in die historische Zeit einbrechen kann; Jünger streift bei ihrer Umschreibung Motive der negativen Theologie und des Messianismus, die – man ist versucht zu sagen: eigentlich – in ganz anderen Kontexten beheimatet sind.

Drittens schließlich ist auch der Schmerz, um den es Jünger doch anscheinend geht, nicht als Gefühl aufzufassen. Er spielt nur insoweit eine Rolle, als er die Entfernung des Menschen von seiner leiblichen Existenz weiterzutreiben vermag. Der Weg in den Schmerz führt nicht etwa zu größerem Leiden, sondern zu größerer Kälte. Der vitalistische Impetus mündet also keineswegs in einem ‚Erleben‘. Er bringt nur neue Formen der Immunisierung hervor. Ein Körper entsteht, der den Schmerz besteht, ohne ihn zu empfinden, der sich von der Schmerzgrenze her modelliert und nur von sich weiß, wenn er an diese Grenze erinnert wird<sup>15</sup>. Wenn die *Narkose* den Inbegriff der zivilen Schmerzvermeidung darstellt, dann errichtet Jünger das Ideal einer männlichen *Apathie*.

Der Essay „Über den Schmerz“ ist eine Streitschrift für die Unempfindlichkeit, für das Heraustreten des Bewußtseins aus seiner Bindung an den kreatürlichen Leib, für dessen Neutralisation als Instrument oder Präparat. Er handelt folglich von dem glatten Gegenteil dessen, was er im Titel benennt. Er spricht von Stählung, Rüstung, Formation, Disziplin und sieht in ihnen weniger die historische als die metaphysische Signatur, die sich allen Phänomenen der Epoche aufprägt. Jünger gelingt es wie zuvor schon den italienischen Futuristen, einen forcierten Vitalismus in technizistische Bahnen zu lenken. Das ist für die Geschichte der kulturellen und politischen Semantik insofern von besonderer Bedeutung, als dabei die herkömmlichen Begriffsäquivalente und -oppositionen der Antimoderne weitgehend aufgelöst und nach Regeln, die erst noch genauer zu untersuchen wären, neu gruppiert werden. Das macht Hybridbildungen möglich wie jene „organische Konstruk-

tion“, als die Jünger die Existenzform des neuen versachlichten Menschentyps bestimmt, den er „Arbeiter“ nennt<sup>16</sup>. Technik und Leben, zuvor als schroffe Antagonismen bestimmt, lassen sich nun amalgamieren. Damit allerdings eine solche semantische Umwidmung gelingt, müssen bestimmte Schlüsselbegriffe eine doppelte und kaum merklich zwischen den Gegenpolen changierende Bedeutung annehmen. Im vorliegenden Fall ist das der Schmerz.

Für Jünger ist die „technische Ordnung [...] jener große Spiegel, in dem die wachsende Vergegenständlichung unseres Lebens am deutlichsten erscheint und die gegen den Zugriff des Schmerzes in besonderer Weise abgedichtet ist. *Die Technik ist unsere Uniform.*“ (174) – „Zu allen Zeiten“, heißt es an anderer Stelle, „[...] umschließt die Uniform einen Rüstungscharakter, einen Anspruch, gegen den Angriff des Schmerzes in besonderer Weise gepanzert zu sein.“ (165) Aber diese kriegerische Abschirmung ist von anderer Beschaffenheit als die zivile, die Jünger in das Zeitalter der von ihm so genannten Empfindsamkeit zurückverweist. Denn sie ist eben dem „Angriff“ ausgesetzt und dadurch als harte Umrißlinie wahrnehmbar. Nur von der auf solche Weise bestätigten Außenseite her gewinnt das, was Jünger ‚Rüstung‘ nennt, seinen Wert. Es bietet die doppelte Gewähr, sich dem ‚Leben‘ auszusetzen und ihm gleichzeitig zu ‚widerstehen‘. Der Essay definiert Disziplin folgerichtig als „die Form, durch die der Mensch die Berührung mit dem Schmerze aufrechterhält“ (164f). Das Zauberwort ‚Disziplin‘, auf dem der gesamte Entwurf zu einer totalitären Staatsordnung aufruht, schließt ein Begehren nach Schmerz und die Unempfindlichkeit gegen ihn zu einer unauf löstlichen Einheit zusammen.

Psychodynamisch macht das die Schmerzsuche zu einem Vorgang, der niemals zum Ende gelangen kann. Denn die gleiche Armierung, die den Kämpfer bewegt, sich dem Schmerz auszusetzen, Latenz in gewalttätige Manifestation umzuwandeln, wirkt wie eine Sperre, die ihn auf ewig von der anderen Seite der eigenen Grenzziehung trennt. Am Schluß seines Essays macht Jünger diese infinitesimale Vergeblichkeit explizit. Nachdem er Indizien dafür gesammelt hat, daß man sich mitten im epochalen „Übergang“ zu einer künftigen, wenn auch noch nicht erkennbaren Ordnung befinde, erteilt er Losungen für das Verhalten im Wartezustand. Er schreibt:

„Innerhalb einer solchen Lage aber ist der Schmerz der einzige Maßstab, der sichere Aufschlüsse verspricht. Wo kein Wert standhält, bleibt die auf den Schmerz gerichtete Bewegung als ein erstaunliches Zeichen bestehen; in ihr verrät sich der negative Abdruck einer metaphysischen Struktur.“ (190f)

Ich will von dem Beharren auf Negativität, das Jünger hier noch einmal bekundet, vorerst absehen. Der Schmerz als eine rein physiologische, mit ande-

ren Worten: semantisch leere Kategorie tritt in die Leitfunktion der ausfallenden Wertorientierungen ein. Aber es ist eigentlich wieder nicht er selbst, sondern „die auf den Schmerz gerichtete Bewegung“, die als Dynamik „Abdruck“ einer „Struktur“ sein soll, das heißt auf der Stelle tritt. Diese Figur, die den Schmerz zum vorausseilenden Horizont einer nacheilenden Entschlossenheit macht, kontrastiert merkwürdig mit den panischen Diagnosen, wie sie am Anfang des Essays der latenten Unentrinnbarkeit von Schmerzbegegnungen galten. Wieder ist Schmerz nicht als ‚Erlebnis‘ zu haben; die Verfolgung der Schmerzgrenze bedeutet, wenn man solche Textpassagen zu plausibilisieren versucht, nichts anderes als den emotionslosen Willen zur Destruktion, weil die Destruktion des Bestehenden die einzige Möglichkeit bietet, sich in Übereinstimmung mit der ausstehenden Wertordnung zu bringen.

## V.

Es dürfte aufgefallen sein, daß Jünger den ‚Schmerz‘ als eine abstrakte und intransitive Größe behandelt, jedenfalls nicht in Körperwahrnehmung umrechnet und auch nicht in die Rollenkomponenten eines zufügenden und eines erleidenden Teiles zerlegt. Überhaupt stellt sich sein Gebrauch des Begriffs unempfindlich gegen die Unterscheidung zwischen Opfer und Täter. Man könnte kaum jemals grammatikalisch präzise angeben, von wessen Schmerz die Rede ist. Das hängt einerseits damit zusammen, daß Jünger seine Darstellung systematisch von jeder Empathie und überhaupt jedem Gedanken an Subjekte zu reinigen versucht, und andererseits damit, daß seine Eschatologie des Schmerzes sich unmittelbar auf den Aufbau disziplinärer Ordnungen bezieht. Disziplin wirkt in zwei Richtungen, nach innen auf diejenigen, deren Formung sie unternimmt, und nach außen auf alle, die mit der entstandenen aggressiven Formation in Berührung kommen. Als Operationalisierung der Schmerzgrenze bildet sie sozusagen das gemeinsame und ununterschiedene Produkt aus beiden Faktoren.

Die einzige Asymmetrie, die der Schmerzbegriff in dieser Fassung zuläßt, ist die Asymmetrie zwischen Formation und Nichtformation. Jünger denkt *nicht* aus der Perspektive der Formation. Es gibt kein Leiden der Unterdrückten, keine Moral, die ihnen zu Hilfe kommt, keine Inkongruenz zwischen Recht und Gewalt. Insofern ist seine Darstellung ohne jeden Rest gewaltförmig und schreibt an einem metaphysisch geschwängerten Stoizismus der Täterschaft mit, am Konzept einer entschlossenen und gleichwohl letztlich subjektlosen Exekutive. „Im März 1921“, schreibt er,

„wohnte ich dem Zusammenstoße einer dreiköpfigen Maschinengewehrbedienung mit einem Demonstrationszug von vielleicht fünftausend Teil-

nehmern bei, der eine Minute nach dem Feuerbefehl, ohne daß es auch nur einen Verletzten gegeben hätte, von der Bildfläche verschwunden war. Der Anblick hatte etwas Zaubenhaftes; er rief jenes tiefe Gefühl der Heiterkeit hervor, von dem man bei der Entlarvung eines niederen Dämons ergriffen wird. Auf jeden Fall ist die Teilnahme an der Zurückweisung eines solchen unfundierten Machtanspruches lehrreicher als das Studium einer ganzen soziologischen Bibliothek.“ (168)

Die Szene ist ein guter Beleg dafür, auf welche Art die von Jünger in Anspruch genommene Haltung der *désinvolture* einen Ästhetizismus des Bösen nachstellt und wie er dieses Erbteil der Schwarzen Romantik in die Schwarze Moderne des 20. Jahrhunderts hinüberträgt. Die von ihm geäußerte tiefe Befriedigung nährt sich nicht nur aus dem mitempfundenen Triumph über eine rebellierende Menge; die „Entlarvung eines niederen Dämons“, der er ‚bewohnt‘, ist nicht auf dieser Ebene politisch codiert. Wie beim Mechanismus des Witzes hat das „Gefühl der Heiterkeit“ etwas mit einer logischen Abkürzung zu tun, hier mit dem Kurzschluß zwischen Legitimation und Faktizität. Die faktische Macht behauptet sich als legitim, einfach weil diejenigen, die nicht in ihrem Besitz sind, sich auf Umweghandlungen wie die Moral, den Appell, die Suche nach Verständigung verlegen müssen. Der „Machtanspruch“ der Demonstranten ist „unfundiert“ und deshalb illegitim, insofern er gegen ein aufgefahrenes Maschinengewehr das Nachsehen hat. Die Waffe stellt deshalb mehr dar als bloß ein Mittel zur Beherrschung der Situation; sie liefert den *Gegenbeweis* gegen das Vertragsaxiom und die Verhandlungsmentalität der von Jünger zu Grabe getragenen demokratischen Ära – einen Gegenbeweis, der ohne Argumente auskommt.

Man muß Jüngers „Heiterkeit“ auf diesen *transsemantischen* Effekt beziehen. Sie erklärt sich nicht so sehr aus der Parteinahme für die überlegene Seite im Konflikt als aus der Genugtuung darüber, daß hier allen Bemühungen um Verständnis ein abruptes Ende gesetzt wird. Gegen eine Gewehrmündung kann man keinen besseren Sinn mehr behaupten, es sei denn um den Preis einer offenkundigen Lächerlichkeit, wie er allen ohnmächtigen Empörungen anhaftet, wenn man ihnen nur teilnahmslos genug zusieht. Aber auch die sadistische Komponente, die hier zweifellos im Spiel ist, reicht als Motiv noch nicht hin. Die beobachtete Situation weckt in Jünger einen Lachreiz nihilistischer Art, ein abgründiges Glücksgefühl über die gelungene Manifestation von Grundlosigkeit, von Sinnüberschreitung. Streng genommen stehen sich bei der Straßenszene *zwei* unfundierte Machtansprüche entgegen. Nach republikanischem Verständnis würde ja der Aufmarsch paramilitärischer Kräfte gegen unbewaffnete Demonstranten seinerseits jeder Rechtsgrundlage entbehren. Beide Parteien ziehen sich also wechselseitig den

Boden unter den Füßen hinweg – nur daß eben die eine dies im Zeichen der Ohnmacht, die andere im Zeichen der Macht tut. Der bewaffnete Voluntarismus behält die Oberhand, und es ist gerade die darin liegende Anmaßung, die dezisionistische *Umkehrung* des Legitimationsschemas, die Jüngers Freude bewirkt.

Auch der Begriff ‚Schmerz‘ bei Jünger sucht Berührung mit einem solchen transsemantischen Energiepotential; auch das Schmerzhaftes soll sich nicht in einer Sphäre erschöpfen, in der es in Zweck-Mittel-Relationen gedacht und instrumentell eingesetzt werden kann. Und doch kann Jünger bei einer solchen hohen und letzten Autonomie des Sinnlosen nicht stehenbleiben, er schreibt sich gleichsam über den Gravitationspunkt seiner Darstellung hinweg bis zu der Grenzlinie, an der jener nihilistische Furor, jene Lust an der Annihilation sich an eine wertsetzende Macht ausliefern wollen. „Hieraus ziehen wir den Schluß, daß wir uns in einer letzten, und zwar in einer sehr merkwürdigen, Phase des Nihilismus befinden, die sich dadurch auszeichnet, daß neue Ordnungen bereits weitgehend vorgestoßen, daß aber die diesen Ordnungen entsprechenden Werte noch nicht sichtbar geworden sind.“ (190) Aus dieser Übergangslage lasse sich, so Jünger, „das Nebeneinander von hoher organisatorischer Fähigkeit und der völligen Farbenblindheit gegenüber dem Wert, den Glauben ohne Inhalte, die Disziplin ohne Legitimation“ begreifen (ebd.).

Und er fordert (1934!):

„Praktisch ergibt sich aus dieser Feststellung für den Einzelnen die Notwendigkeit, sich trotz allem an der Rüstung zu beteiligen – sei es, daß er in ihr die Vorbereitung zum Untergang erblickt, sei es, daß er auf jenen Hügeln, auf denen die Kreuze verwittert und die Paläste verfallen sind, jene Unruhe zu erkennen glaubt, die der Errichtung neuer Feldherrnzeichen voranzugehen pflegt.“ (191)

## VI.

Was die politische Programmatik der frühen dreißiger Jahre angeht, steht Jünger mit dieser Wendung hin zu einer stabilen Wertorientierung nicht allein. Im gesamten Spektrum der Rechtspublizistik stimmt man sich in der Endphase der Weimarer Republik auf weltanschauliche Synthesen ein, die über die Befangenheit des Augenblicks hinausreichen sollen. In der Folge davon geraten aktivistische Konzepte zusehends außer Kurs. Je instabiler das Weimarer politische System sich als Ganzes zeigt, desto weniger ist es mit Einzelaktionen von Freikorps-Trupps im Straßenkampf noch getan. Mit der Machtübernahme stellt sich für die in den Nationalsozialismus einmündenden

den Strömungen das Problem, sich staatspolitisch zu konsolidieren. Jünger nimmt aus der Distanz des Chronisten an diesem, wenn man so will, ‚Erwachsenwerden‘ der faschistischen Generation, am Einrücken der Nationalrevolutionäre in die verantwortlichen Stellungen teil.

Was die textuelle Bewegung seines Essays betrifft, macht sich das an einer Tendenz bemerkbar, die dessen Entschlossenheitsattitüde auf seltsame Art unterläuft. Die heroische Satisfaktion, aus der er sein Ethos der Kälte bezieht, zehrt immer mehr aus; sie dreht sich gleichsam in die Gegenrichtung ihrer behaupteten Autonomie und unterstellt sich einem durchaus passiven und vom Eingreifen höherer Mächte abhängigen *Attentismus*<sup>17</sup>. Der Essay, der unter dem Druck der Forderung geschrieben scheint, niemals die Initiative aus der Hand zu geben und sich stets an der Spitze der geschichtlichen Bewegung zu halten, läßt am Ende keine andere Option offen als die, sich blindlings einem unabänderlichen Geschehen auszuliefern.

So exekutorisch Jüngers Sprache sich gibt, so sehr bleibt sie in jedem ihrer Impulse darauf angewiesen, von einer anderen Seite gelenkt, beglaubigt, vervollständigt, vollendet zu werden. Unversehens schwenkt die ganze forcierte Virilität der Totalen Mobilmachung ins Weiblich-Empfangende um. Der mobilisierte Körper erwartet das Prägezeichen des Schmerzes, und er bewegt sich in einer höchst unbehaglichen Interimszone, solange er diese Prägung nicht fühlt. „Wenn man“, so schreibt der ehemalige Frontkämpfer in einem Jargon, der an die futuristischen Manifeste erinnert, „den Menschen in seiner einsamen Lage erblickt, weit vorgeschoben im gefährlichen Raum und in hoher Bereitschaft, so ergibt sich von selbst die Frage, auf welchen Punkt sich diese Bereitschaft bezieht. Die Macht muß groß sein, die ihn Anforderungen zu unterwerfen vermag, wie man sie an eine Maschine stellt.“ (189f) Aber eine solche souveräne Instanz ist, wenn sie ihrem Begriff genügen soll, nicht beeinflussbar; und nichts, weder politische noch militärische Maßnahmen, können aus eigener Kraft ihre Heraufkunft einleiten. Insofern läuft die Instrumentalität, auf die Jünger den Hauptteil seines Essays verwendet hat, vollkommen leer. Ihr steht eine ebenso leere Transzendenz gegenüber. Beide Ebenen sind aufeinander verwiesen und können sich doch nicht berühren. „Und niemals“, heißt es wenig später, „bestanden günstigere Voraussetzungen für das dem reinen Willen überlegene Zauberwort, das der Tugend der Ameisen, die nicht gering zu schätzen ist, ihren Sinn verleiht.“ (190) Der „reine Wille“ reicht nicht hin. Das Ankommende kann nicht mit politischen Mitteln herbeigeführt werden; es steht außerhalb der historischen Zeit; es ist nur als ein Sein, ein verdecktes, verborgenes, ausstehendes Sein denkbar und kann als solches rein kategorial eigentlich keine Veränderung zeitigen. Im Innersten ist Jüngers Dynamismus starr und, so sehr er sich eines Sinnes mit der technischen Beschleunigung glaubt, zutiefst immobiler Natur.

Das macht die in dem Essay entwickelte Argumentation einerseits spröde gegen eine unmittelbar tagespolitische Inanspruchnahme. Es macht ihn aber andererseits anschlussfähig und ergänzungsbedürftig, weil die formalistische Struktur dieses und der ähnlich gelagerten Texte sozusagen einer semantischen Zufuhr bedarf und darauf angelegt ist, mit konkreten politischen Inhalten versorgt zu werden. Irgend jemand muß ja die Maßnahmen ergreifen – sei es, daß sie den totalen Staat, die Aufrüstung, die Ausschaltung der Intellektuellen<sup>18</sup>, den propagandistischen Gebrauch der Medien oder eben die Zurichtung des Körpers betreffen –, die Jünger dann aus großer Ferne als metaphysische Signatur des Zeitalters auslegen kann. „Maßnahmen dieser Art wirken natürlich auf den menschlichen Bestand“, schreibt er, um sich gleich auf charakteristische Weise zu korrigieren: „oder, besser gesagt, sie sind Andeutungen; daß dieser Bestand sich zu verändern beginnt.“ (164) In solchen Wendungen manifestiert sich das ganze Dilemma. Die Konjunktion „oder“ dreht den Sinn der Aussage um. Im ersten Teilsatz ist der faschistische Umbau des Menschen, den Jünger ausdrücklich befürwortet, Resultat konkreter politischer Strategien; im zweiten wird er zu einer Sache, die sich von sich aus, auf schicksalhafte Weise ereignet und von der alle Politik nur eine symbolische Verdopplung sein kann. Intentionales Handeln und metaphysisch-eigenläufige Gesetzmäßigkeit werden ununterscheidbar. Jünger läßt die für sein Epochenmodell entscheidenden Innovationen ohne jede gedankliche Schwierigkeit einmal „Werkzeug“ und „Waffe“ sein, deren der neue „Typus“ „sich bedient“, das andere Mal „Ausdruck“ eines mythischen Automatismus, für den dieser Typus das blinde Vollzugsorgan bildet (182f).

## VII.

Man kann sich über solche Unentschiedenheiten in Jüngers Essay mokieren und sie als Zeichen mangelnder gedanklicher Schärfe ansehen. Nur hat man damit nicht viel gewonnen. Denn das Zutrauen in die Kraft der rationalen Widerlegbarkeit solcher Texte verfehlt deren spezifische Energie. Es gibt eine Genauigkeit des Ungenauen, die im faschistischen Schrifttum höchst wirkungsvoll eingesetzt wird, und gerade in dieser Eigenschaft kommunizieren Jüngers Publikationen in den frühen dreißiger Jahren mit der Symbolökonomie des Nationalsozialismus. Es ist ganz verfehlt, Jüngers Kreditaufnahme bei Begriffen wie ‚Mythos‘ und ‚Metaphysik‘ irgendeiner notorischen Politikferne und Zeitenthobenheit des Dichters zugutezuhalten, wie das von seinen Apologeten noch immer gern getan wird.<sup>19</sup> Eine bestimmte Art der doppelten Perspektive ist vielmehr wesentlicher Bestandteil der Propaganda selbst. Man könnte sagen, in dieser Hinsicht sei auch das totalitäre Denken

‚poetisch‘. Dessen ideologische Konzepte beeindruckten nicht durch Eindeutigkeit, sondern durch die stilsichere Verwebung zweier entgegengesetzter Botschaften.

In der einen Richtung kosten sie das Faszinierend-Unwiderstehliche einer zutiefst willkürlichen und sich durch ihren puren Einsatz ermächtigenden Gewaltsamkeit aus; in der anderen lassen sie eben diese Gewalt in den Dienst an einer neuen und höheren Wertordnung treten. Sie leben vom Habitus der Exekution; doch halten sie in den Tätern stets das Bewußtsein lebendig, passives Medium in einem über ihre Köpfe hinweggehenden eschatologischen Umbruch zu sein. Bekanntlich hat sich die Machtstruktur des Nazi-Regimes insgesamt in der Doppeltheit von blinder Ergebung in das Diktat des Führers und der ‚Vorsehung‘ einerseits und selbstherrlich-aktionistischem Satrapentum auf der anderen Seite entfaltet<sup>20</sup>.

Jüngers Abhandlung „Über den Schmerz“ gewinnt ihre Suggestivkraft aus einer zugleich vorwärtsgetriebenen und im *Suspens* gehaltenen Schwellendynamik. Sie ruft zu einer Art physiologischer Generalmobilmachung auf, aber sie legt die gesteigerte und durchaus selbstzweckhafte Aktivität, die sie fordert, nicht auf einen Zugewinn an subjektiver Autonomie, sondern auf Fremdbestimmtheit, *Schicksalsbedürftigkeit* aus. Der gleiche Mechanismus gilt im Umgang mit Kategorien wie Zweck oder Sinn. Zwar wird Jünger nicht müde, triumphierend das Hinwegschreiten über die Sinnforderungen und Kosten-Nutzen-Kalküle des bürgerlichen Zeitalters zu dokumentieren, aber er liefert auch seine Transsemantik der Gewalt einer höheren *Wertbedürftigkeit* aus. Und endlich – mit den finstersten praktischen Konsequenzen – schließt das in Jüngers Text in Gang gesetzte infinitesimale Streben auf die Schmerzgrenze zu als der einzig sicheren physiologischen Wahrnehmungsgröße, der aber der Weg der Selbsterfahrung verschlossen bleibt, eine Art *Terrorbedürftigkeit* in sich ein. Wer den ‚Schmerz‘ suchen muß, ohne ihn als Kategorie des eigenen Empfindens anzuerkennen, wird auf paradoxe Weise davon *abhängig*, ihn anderen zuzufügen.

Wenn die „auf den Schmerz gerichtete Bewegung“ ihr Ziel und damit den „einzig[n] Maßstab, der sichere Aufschlüsse verspricht“ (191), aus eigenen Kräften niemals erreicht, dann kann sie nichts anderes tun, als in der Verfolgung der Schmerzgrenze ununterbrochen zu eskalieren. Jüngers Beispiele legen sich in ihrer Suggestionrichtung darauf fest, daß diese Grenze nur durch Terror berührt werden kann. So löst der in dem Essay gefeierte *élan vital* einen Bedarf an fortwährend zu steigendem Terror aus, ohne doch jemals die Schallmauer zu einer wie auch immer gearteten exzessiven Sättigung zu durchbrechen.

All dies hängt mit einem Doppelsinn in der Performanz des Textes als solchem zusammen. Einerseits läßt der entschiedene und exekutorische Ton,

den Jünger anschlägt, die textuelle Bewegung seines Essays sozusagen fortwährend über sich selbst hinausschießen und die Schwelle von der Schrift zur Tat überschreiten; insofern betätigt sich Jünger hier zweifelsfrei als Propagandist. Andererseits aber bietet ihm das Changieren zwischen politischem und eschatologischem Duktus genügend Spielraum, um sich übergangslos auf die Position des entfernten Betrachters metaphysischer Seinswandlungen zurückzuziehen. Texte dieses Typs bieten also die grammatikalische Disposition sowohl für seine Selbstübergabe an die faschistische Praxis als auch für eine ästhetisch-kontemplative Enthaltensamkeit, ja Dissidenz. In Ausnutzung der zweiten Option kann Jünger nach dem Krieg für sich den bekannten Anspruch erheben, nur der Seismograph der Erschütterungen gewesen zu sein, die Europa heimgesucht haben. Das erlaubt es ihm, sogar seine Schrift „Über den Schmerz“, deren totalitaristisches Engagement unübersehbar ist, noch 1980 als „im Kern nach wie vor gültig“ zu bezeichnen und mit geringfügigen Abänderungen in die Ausgabe seiner Werke aufzunehmen (142).

### VIII.

Wenn es *Begriffsgesten* gibt, dann hat die Geste des Trauma-Begriffs immer darin bestanden, ein authentisches Leiden zu beglaubigen. Sie hat die Kette der Gewalttaten beim Opfer enden lassen. Man wird Gestalten wie Ernst Jünger nicht mit einem derartigen moralischen Kapital ausstatten wollen. Nicht einmal die Erschütterungen des Ersten Weltkrieges reichen dazu aus, denn sie standen bei Jünger mehr noch als bei anderen im Zeichen einer bis zum Ende aufrechterhaltenen Einwilligung in das, was ihm widerfuhr. Offensichtlich war der psychische Mechanismus, der Jüngers Publizistik der Zwischenkriegszeit in Gang hält, schon bei seinem Afrika-Abenteuer von 1913 am Werk und reicht in das Milieu des Wilhelminismus zurück, um sich dort in der Beliebigkeit biographischer Rekonstruktionen zu verlieren.

Es existiert kein Ur-Trauma, auf das man alles Spätere zurückführen kann; traumatische Erfahrung ist hier wie sonst nur im Modus der *Wiederholung* greifbar. Dennoch kann man die Radikalität von Texten wie dem Essay „Über den Schmerz“ wohl nicht verstehen, wenn man nicht einräumt, daß seine Dynamik von sozusagen traumatomorphen Energien genährt wird.

Jüngers Textbewegungen zeigen zweierlei. Erstens die *Wünschbarkeit* von Traumata, wenn dadurch einer Bedrohung, die ebenso diffus wie allgegenwärtig scheint, zu einer Art von handgreiflicher Referentialität verholfen wird – und sei es durch einen Effekt der Nachträglichkeit, nämlich durch *Erfindung* eines dazu geeigneten Kondensats. Zweitens die Tatsache, daß der traumatische Impuls sich in *mimetischen Sequenzen* fortpflanzt und dabei durch-



aus imstande ist, die Front zwischen Opfer und Täter zu wechseln. Und zwar nicht nur deshalb, weil Kategorien wie ‚Schmerz‘ oder ‚Gefahr‘ den Versuch der psychischen Bewältigung eines diffusen Bedrohtheitsgefühls in Terror gegen andere einmünden lassen; sondern auch noch aus dem zweiten und wichtigeren Grund, daß die Täter sich als Vollzugsorgane einer höheren Macht der Wiederholung verstehen dürfen, daß sie die Opferseite gleich mitbesetzen und deshalb die faktischen Opfer gar nicht mehr als solche wahrzunehmen vermögen.

Für Effekte dieses Typs muß eine umfassende Trauma-Theorie Erklärungen finden.

### Anmerkungen

1 Schramm, Wilhelm von: Schöpferische Kritik des Krieges. Ein Versuch. In: *Krieg und Krieger*. Hrsg. v. Ernst Jünger. Berlin: Junker und Dünnhaupt 1930, S. 31–49, hier: S. 34.

2 „Gerade für echte Soldaten ist dieser Krieg später die schlimmste Enttäuschung geworden. Es war kein Krieg um der tiefen Ideen des Krieges willen, sondern nur eine vernichtende Zwietracht bürgerlicher Gesinnung und mechanistischer Zivilisation. Es ging nicht um geistiges, volkliches Übergewicht, um die Entscheidung des inneren Wertes mehr, sondern um Zwecke und praktische Ziele, materiellen Gewinn. Wie viele hatten zuerst und vom Kriege allein eine radikale Erneuerung des Zeitgeists erhofft! Doch dieser Geist oder Ungeist erwies sich stärker als alle ursprünglich ritterliche Idee des Krieges. [...] Der Krieg war nicht mehr eine erhöhte, zusammengefaßte Form des männlichen Lebens mehr, wie wir ihn alle einmal geträumt, er war eine fürchterliche Maschine, eine Mechanik der blinden Zermalmung, die von einem Heer simpler Angestellter, auch von gewiegten Mechanikern, aber vollkommen kaltsinnigen Menschen in Gang erhalten war [...]. Wirklich gekämpft, von Mann zu Mann und von Truppe zu Truppe, wurde immer seltener mehr.“ Schramm: Schöpferische Kritik des Krieges, S. 38f.

3 Schramm: Schöpferische Kritik des Krieges, S. 36.

4 Schramm: Schöpferische Kritik des Krieges, S. 34.

5 Schramm: Schöpferische Kritik des Krieges, S. 34f.

6 Schramm: Schöpferische Kritik des Krieges, S. 35.

7 „Der Verfasser erinnert sich, daß ihm und anderen zu Ende des Krieges nichts tieferen Eindruck machte als das bittere Wort Hamlets (I, 5):

„Ja, von der Tafel der Erinnerung will ich  
Weglöschen alle törichten Geschichten  
Aus Büchern alle Sprüche, alle Bilder,  
Die Spuren des Vergangnen, welche da  
Die Jugend einschrieb und Beobachtung ...“

(Schramm: Schöpferische Kritik des Krieges, S. 39)

8 Schramm: Schöpferische Kritik des Krieges, S. 47.

9 Schramm: Schöpferische Kritik des Krieges, S. 48.

10 Hierzu und zum Folgenden: Ketelsen, Uwe-K.: *Literatur und Drittes Reich*. Schernfeld: SH-Verlag 1992, Kap. 10; Müller, Hans-Harald und Segeberg, Harro (Hrsg.): *Ernst Jünger im 20. Jahrhundert*. München: Fink 1995.

11 Jünger, Ernst: *Blätter und Steine*. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1934, S. 225.

12 Jünger, Ernst: Über den Schmerz. In: *Sämtliche Werke*. Zweite Abt. Bd. 7: Essays I. Betrachtungen zur Zeit. Stuttgart: Klett-Cotta 1980, S. 143–191. (Im folgenden ohne weitere Angaben nach den Seitenzahlen zitiert.) – Diese von Jünger redigierte Fassung wurde mit der Erstfassung in „Blätter und Steine“ (Anm. 11) abgeglichen.

13 Vgl. Jünger, Ernst: Über die Gefahr. In: *Der gefährliche Augenblick*. Eine Sammlung von Bildern und Berichten. Hrsg. v. Ferdinand Buchholtz. Berlin: Junker und Dünnhaupt 1931, S. 11–16.

14 Darauf macht schon v. Krockow aufmerksam: Krockow, Christian Graf von: *Die Entscheidung*. Eine Untersuchung über Ernst Jünger, Carl Schmitt, Martin Heidegger. Frankfurt a. M., New York: Campus 2. Aufl. 1990, S. 29f.

15 Vgl. dazu die inzwischen klassische Studie von Klaus Theweleit: *Männerphantasien*. 2 Bde. Reimbek bei Hamburg: Rowohlt 1980. Bd. 2, S. 143ff.

16 Jünger, Ernst: *Der Arbeiter*. Herrschaft und Gestalt. Stuttgart: Klett-Cotta 1982 (zuerst 1932).

17 Vgl. Müller, Hans-Harald: *Der Krieg und die Schriftsteller*. Der Kriegsroman der Weimarer Republik. Stuttgart: Metzler 1986, S. 290 und passim.

18 Von deren mythischer Notwendigkeit im „Kampf der Völker gegen die Herrschaft der abstrakten Vernunft“ ist in der Fassung des Essays die Rede – allerdings mit Bezug auf die russische Revolution. Vgl. Jünger, Ernst: Über den Schmerz. In: Jünger: *Blätter und Steine*, S. 154–213, hier: S. 177.

19 Ein Beispiel: Koslowski, Peter: *Der Mythos der Moderne*. Die dichterische Philosophie Ernst Jüngers. München: Fink 1991. – Auf die Jubiläumsprosa anlässlich der runden Geburtstage Jüngers will ich hier nicht weiter eingehen.

20 Vgl. Mommsen, Hans: *Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft*. Ausgewählte Aufsätze. Hrsg. v. Lutz Niethammer und Bernd Weisbrod. Reimbek bei Hamburg: Rowohlt 1991.